

Nachwort

*Die Kirche und das messianische
Judentum*

Von Guido Baltes

Albrecht Fürst zu Castell-Castell ist ein bemerkenswerter Mann. Sein Einsatz für Gesellschaft und Kirche ist von unschätzbarem Wert, seine Bemühungen um ein ökumenisches Miteinander der Kirchen und die Aufarbeitung der deutsch-jüdischen Geschichte werden in allen Teilen der Gesellschaft anerkannt und gewürdigt. Fürst Castell ist bekannt als ein Brückenbauer und ein Mann der Versöhnung. Dennoch gibt es ein Thema in seinem Leben, das nicht überall in gleicher Weise auf Verständnis stößt. Zuweilen wird es mit Verärgerung zur Kenntnis genommen, zuweilen mit peinlichem Unbehagen ignoriert, zuweilen leichtfertig als die Marotte eines alten Mannes beiseite geschoben. Manch einer seiner Freunde und Partner sieht dabei vielleicht mit Großherzigkeit über dieses unbequeme Thema hinweg. Viele, die ihn wirklich kennen, haben jedoch verstanden, dass dieses Thema für den Fürsten weit mehr ist als eine Randnotiz seines Lebens.

Bei einem seiner Besuche bei uns im Johanniter-Ordenshospiz in Jerusalem sprachen wir über ein geplantes Buch. Schon damals war ihm klar, dass das Thema des „messianischen Judentums“ dabei eine wichtige Rolle spielen würde. In den letzten Jahrzehnten war es für ihn immer mehr zu einer zentralen Lebensaufgabe geworden. Dabei haben sich die Freude über die Begegnung mit der wachsenden und lebendigen Bewegung des messianischen Judentums und der Schmerz über das Misstrauen und das Unverständnis,

auf das diese Bewegung sowohl in den christlichen Kirchen als auch in der jüdischen Gemeinde stößt, bei ihm wohl stets die Waage gehalten. Fürst Castell hatte daher die Idee, dem Buch könnten doch einige erklärende Worte über die Bewegung des messianischen Judentums beigefügt werden, und zwar aus der Perspektive eines evangelischen Pfarrers, und er bat mich darum, diese Worte zu finden. Ich habe diesem Wunsch gerne entsprochen, obwohl es sicher geeignetere Menschen für diese Aufgabe gäbe. Als evangelischer Theologe und Pfarrer teile ich jedoch den brennenden Wunsch des Fürsten Castell nach einer Annäherung von Kirche und messianischem Judentum, und wenn ich zu dieser irgendwie beitragen kann, will ich das gerne tun.

Eine Ortsbestimmung

Worum also geht es? Es ist die schwierige und schwer beladene Frage des Verhältnisses von christlicher und jüdischer Gemeinde, insbesondere die Frage nach Grenzen und möglichen Schnittmengen zwischen beiden. Unbestritten ist, dass Judentum und Christentum ihre gemeinsamen Wurzeln in der biblischen Tradition und der Geschichte des Bundesvolkes Israel haben. Viel diskutiert ist die Frage, wann und wie sich ihre Wege trennten. Schmerzlich bewusst wurde diese Trennung spätestens durch die lange Geschichte des Antijudaismus in den Kirchen, die ihren

traurigen Tiefpunkt in der Katastrophe der Schoa fand. Heute bemüht man sich wieder um ein versöhntes Mit- und Nebeneinander: Die Wege bleiben zwar getrennt, aber die alte Feindschaft soll überwunden werden. Judentum und Christentum werden heute weithin als zwei getrennte Religionen gesehen, die trotz eines gemeinsamen Ursprungs, einer gemeinsamen Schrift und vieler gemeinsamer Überzeugungen keine soziologische Schnittmenge mehr zu teilen scheinen.

In der Realität jedoch existiert diese Schnittmenge, ob man es begrüßt oder nicht. Es gab sie immer, und heute tritt sie deutlicher denn je mit einer eigenen Identität in Erscheinung: Es ist die wachsende Zahl von Juden, die in dem Juden Jesus den Messias Israels und den Sohn Gottes sehen. Für sie ist dies, ebenso wie für die Gemeinde des Neuen Testaments, keine „un-jüdische“ Überzeugung, und schon gar keine neue Religion. Es ist ein natürlicher Bestandteil ihres biblischen Glaubens und sie sehen darin keine „Trennung der Wege“. Im Gegenteil: Sie halten die Loslösung der christlichen Kirche von der jüdischen Gemeinde für einen historisch bedingten Irrtum, den sie durch ein neues Modell von Gemeinde zwar nicht rückgängig machen, zu dessen notwendiger Überwindung sie aber beitragen möchten.

In der jüdischen Gemeinde stößt diese Bewegung, verständlicherweise, auf Misstrauen und Ablehnung. Obwohl

Jesus selbst und alle seine Anhänger Juden waren, und die christliche Gemeinde in ihren Anfängen immer aus jüdischen und nichtjüdischen Mitgliedern bestand. Der historische Bruch zwischen Judentum und Christentum könne, so sagt man, aus heutiger Sicht nicht mehr ignoriert werden. Wer heute an Jesus glaube, der verlasse damit die Grenzen des Judentums und schließe sich einer neuen und fremden Religion an. Aber es sind nicht nur historische und theologische Gründe, die im Vordergrund stehen. Wo die Grenzen zwischen Judentum und Christentum unscharf werden, da dringen alte Ängste an die Oberfläche, und verschlossen geglaubte Wunden reißen wieder auf. Man wirft den messianischen Juden „Etikettenschwindel“ vor, Missionierung mit unlauteren Mitteln. Und man sieht nicht zuletzt die eigene jüdische Identität radikal in Frage gestellt. So warf ein deutscher Oberrabbiner unlängst der messianischen Bewegung vor, sie bezwecke eine „Fortsetzung des Holocaust mit anderen Mitteln“. Für die messianischen Juden wiederum ist dieser Vorwurf unverständlich, denn im Gegensatz zu den judenchristlichen „Konvertiten“ der Vergangenheit wollen sie ja gerade ihre jüdische Identität nicht aufgeben oder verlassen. Sie glauben an die bleibende Erwählung des jüdischen Volkes und wollen zu dessen Erhalt beitragen, indem sie das Judentum nicht verlassen, sondern innerhalb der jüdischen Tradition dem Juden Jesus nachfolgen.

Die christlichen Kirchen wiederum finden sich in einer durchaus unbequemen Lage zwischen den Stühlen wieder: Aus theologischen und historischen Gründen können sie die Existenz und Berechtigung des messianischen Judentums nicht bestreiten. Die christliche Gemeinde war von Anfang an eine Gemeinde aus Juden und Nichtjuden, und das nicht nur aus Versehen oder historischem Zufall, sondern aus theologischer Grundüberzeugung. Sie hat sich von dieser Identität auch nie bewusst abgewendet. Kein Konzil, keine Bekenntnisschrift und keine moderne kirchliche Stellungnahme hat je bestritten, dass das Evangelium von Jesus Christus der ganzen Menschheit gilt, Juden und Nichtjuden eingeschlossen. Hiervon kann keine Kirche abrücken. Vertreter der katholischen Kirche, und gerade solche, die im jüdisch-christlichen Dialog stehen, betonen dies immer wieder und haben sich inzwischen damit auch das Verständnis und den Respekt ihrer jüdischen Gesprächspartner erworben.

In der evangelischen Kirche teilt man zwar dieselbe Überzeugung, möchte es aber nicht so deutlich sagen, zumal es hier auch, anders als in der katholischen Kirche, keine einheitliche und autorisierte Stimme des Dialogs gibt. Dieser wird vielmehr von unabhängigen regionalen Arbeitskreisen geführt, die zudem oft von engagierten Nicht-Theologen getragen werden. Theologische und historische Fragen treten daher oft in den Hintergrund gegenüber dem Wunsch nach

zwischenmenschlicher Beziehung und praktischer Zusammenarbeit. Auf der Ebene des Alltags gehen deshalb viele evangelische Christen und Kirchenvertreter auf Distanz zur Bewegung des messianischen Judentums. Man möchte die zarte Pflanze der Freundschaft und des Vertrauens, die im Miteinander von Juden und Christen gerade wieder wächst, nicht belasten durch ein problem- und konfliktbeladenes Thema wie die Frage nach dem messianischen Judentum.

Wer jedoch die Erklärungen evangelischer Synoden und auch die Texte der EKD zum Thema „Christen und Juden“ aufmerksam liest, wird erkennen, dass hier die Frage bewusst offen gelassen wird und eine notwendige Beschäftigung mit dem Thema zwar immer wieder angemahnt, aber trotzdem regelmäßig aufgeschoben wird. So heißt es in der jüngsten Studie der EKD aus dem Jahr 2000:

„Es ist insgesamt festzustellen, dass dieses Thema bisher nicht ausreichend bearbeitet worden ist. Dies wird durch die Beobachtung bestätigt, dass sich nur wenige kirchliche Erklärungen hierzu eindeutig geäußert haben, und dass vor allem ausführlichere, die theologischen und historischen Argumente eingehend bedenkende Stellungnahmen fehlen. (...) Der religiöse Status der messianischen Juden und ihrer Gemeinden ist weithin ungeklärt“
(EKD-Studie „Christen und Juden III“, 3.1.4. und 3.5.)

Eine Aufgabe für den Dialog der Zukunft

Die Beziehung zwischen der christlichen Kirche und der Bewegung des messianischen Judentums stellt also eine bisher ungelöste, zu wenig bearbeitete, und doch unerlässliche Aufgabe für die Zukunft dar. Die Auseinandersetzung mit diesem Thema ist dabei nicht nur für das interne Verhältnis von Kirche und messianisch-jüdischer Gemeinde, sondern auch und gerade für eine Klärung der Beziehung zwischen christlicher und jüdischer Gemeinde von richtungsweisender Bedeutung. Die Berührungspunkte auf allen Seiten sind dabei nur allzu verständlich und müssen unbedingt respektiert werden. Aber gerade darin wird echter Respekt deutlich, wenn ein für alle Seiten schmerzliches Thema nicht einfach verdrängt oder totgeschwiegen, sondern in der nötigen Behutsamkeit, Gründlichkeit und Weitsichtigkeit gemeinsam in Angriff genommen wird.

Die messianisch-jüdische Bewegung hat ihren historischen und theologischen Ort genau an jenem Schnittpunkt von Judentum und Christentum, wo „Verbundenheit in der Wurzel“ und „Trennung der Wege“ zusammenfallen. An diesen wunden Punkt zu rühren, kann nicht ohne Schmerzen geschehen. Wird er aber unberührt gelassen, kann auch eine dauerhafte Heilung nicht erfolgen. Wunden der Vergangenheit heilen nicht, indem man sie ignoriert, sondern nur, indem man sich ihnen bewusst zuwendet. Dass solche

Zuwendung nicht im Streit, sondern in dem gemeinsamen Wunsch nach Verständnis und Versöhnung geschieht, das ist die Herausforderung jedes Dialogs.

Für die jüdische Gemeinde wird es in der Tat schmerzlich sein, wenn die christlichen Gesprächspartner sich nun auch denen zuwenden, die man selbst im besten Fall als irregeleitete Apostaten, im schlimmsten Fall als böswillige Betrüger betrachtet. Jedoch könnte es auch als ein konsequenter Schritt notwendiger theologischer Redlichkeit anerkannt werden. Denn schon jetzt macht die Kirche in all ihren Erklärungen deutlich, dass sie sich aus theologischer und historischer Sicht nicht von der messianisch-jüdischen Bewegung lossagen kann und will. Dazu ebenso offen zu stehen wie etwa die katholische Kirche, kann auf Dauer nur ein positiver Beitrag zu einem Dialog des gegenseitigen Vertrauens sein. Vorwürfe von „Schafe-Stehlen“, „Etikettenschwindel“ oder „Missionierung mit unlauteren Mitteln“ könnten zudem deutlich entkräftet werden, wenn der Kontakt zur messianisch-jüdischen Bewegung nicht nur außerhalb der großen Kirchen oder in deren Randbereichen geschähe, sondern von der Kirche selbst aktiv und verantwortlich gesucht sowie theologisch begleitet würde. Entgleisungen und Fehlentwicklungen könnten so besser wahrgenommen und darauf kompetenter reagiert werden, als wenn dies alles außerhalb des eigenen Blickfeldes geschieht. Die – sicherlich vorhandene – Gefahr eines Miss-

brauchs wird nicht dadurch gebannt, dass man den Kopf in den Sand steckt und sie ignoriert.

Für die christliche Kirche wiederum wird es ebenso schmerzhaft sein, sich diesem Thema zuzuwenden: Es wird Kraft kosten, die notwendigen theologischen, historischen und geistlichen Fragen zu bearbeiten. Es wird Mühe machen, Partnern im jüdisch-christlichen Dialog Rede und Antwort zu stehen, wenn es zu Irritationen kommt. Vielleicht wird man Freunde verlieren, oder auch Freundschaften vertiefen. Es wird anstrengend sein, sich mit den berechtigten Anfragen unserer messianisch-jüdischen Geschwister an die eigene christliche Identität auseinanderzusetzen. Es wird Kraft kosten, die mühsam errungene Loslösung und heute scheinbar saubere Trennung der christlichen von der jüdischen Identität wieder in Frage zu stellen. Alte Modelle von „Mission“ und „Konversion“ müssen aufgegeben werden für das größere, aber biblisch fundierte Modell einer „Gemeinde aus Juden und Nichtjuden“. Man wird sich ebenso von der Idee verabschieden müssen, Juden zum Christentum zu bekehren wie von der Idee, Juden den Glauben an Christus zu verwehren. Die bisherige bewusste Zweideutigkeit evangelischer Stellungnahmen mag für eine Zeitlang ein bequemer Weg der Konfliktvermeidung gewesen sein. Auf Dauer jedoch kann sie den Konflikt nur verstärken, weil sie den Realitäten aus dem Weg geht und doppelte Botschaften nur zu Missverständnissen führen können.

Schließlich wird es auch für unsere messianisch-jüdischen Geschwister schmerzlich sein, sich dem Gespräch mit den Kirchen zuzuwenden. Lange genug war der Übertritt zum Christentum zwangsläufig mit dem Verlust der jüdischen Identität verbunden. Die messianisch-jüdische Bewegung der Neuzeit hat daher den Kontakt zu traditionellen Kirchen bisher weithin gemieden. Für manche Vertreter geht die Distanz zum Christentum dabei so weit, dass sie alle Bekenntnisse der Kirchengeschichte als „unbiblisch“ ablehnen und die eigene Identität ganz neu aus einer Lektüre des Neuen Testaments heraus entwickeln möchten. Für andere Vertreter, und das ist die Mehrzahl, ist die Distanz gegenüber der Kirche jedoch eher pragmatischer Natur und soll dabei helfen, in einer Frühphase der Bewegung zunächst die eigene Identität innerhalb der jüdischen Tradition zu finden, bevor man sich der Beziehung zu anderen christlichen Kirchen zuwendet. Eine erneuerte Kontaktsuche zu den traditionellen Kirchen stellt also auch die messianisch-jüdische Gemeinde vor schwierige Fragen. Man wird sich, wie einst die Gemeinde von Jerusalem, damit auseinandersetzen müssen, welche Rolle der nicht-jüdische Teil der Gemeinde in Gottes Heilsplan hat und wie die eigene Beziehung zu diesem Teil der Kirche gestaltet werden soll. Man wird sich mit 2000 Jahren gewachsener Kirchengeschichte beschäftigen müssen und, ähnlich wie einst die Kirchen der Reformation, einen Weg zwischen Kontinuität und Neuansatz finden müssen.

Schmerzlich wird der Weg also für alle Beteiligten sein. Das aber ist das Wesen des Dialogs: Nicht, dass wir herausfinden, wie gleich wir sind. Sondern, dass wir uns in unserer Unterschiedlichkeit respektieren. Den anderen so zu nehmen, wie er ist – und nicht so, wie wir ihn gerne haben wollen, darin besteht der Weg der Versöhnung.

Albrecht Fürst zu Castell-Castell hat diesen Weg beschritten. Er gehört zu den wenigen Menschen in Deutschland, die ein großes Vertrauen in allen drei hier genannten Gruppen besitzen: In der jüdischen Gemeinde, in der evangelischen Kirche und in der messianisch-jüdischen Bewegung. Seine Stimme verdient daher Gehör, und kaum jemand ist wohl geeigneter, ein „Botschafter der Versöhnung“ zu sein im schwierigen Gespräch zwischen Juden, Christen und messianischen Juden. Seine Mitarbeit an dem entstehenden Gesprächsprozess „auf dem Weg zu einem zweiten Jerusalemkonzil“ ist dabei sicher ein wichtiger Mosaikstein. Es bleibt zu hoffen, dass diesem viele weitere hinzugefügt werden, so dass am Ende die Vision der Versöhnung, die den Fürsten lang vorangetrieben hat, ihren Platz in dem großen Bild findet, in das unser Schöpfer jeden von uns auf seine Weise zu seinem alles umfassenden Kunstwerk einfügt.

Guido Baltes